

nach dem Verlieben stellen sich plötzlich viele Fragen. Fragen nach einer glücklichen Ehe, nach dem passenden Alter für eine neue Liebe und nach gesellschaftskonformem Verhalten in Anbetracht der halbneuen und bald überbordenden Gefühle. Diese Themen, der Umgang mit ihnen und die Sprache machen dieses leise und unaufdringliche Buch zur Ehrenrettung der in Ungnade gefallenen E-Mail-Romane.

Romans Roman-im-Roman

Roman Graf: Mädchen für Morris.

München: Knaus, 2016.

besprochen von Valerie Herberg, Journalistin, Berlin.



Morris kam mit vierzehn bei einem Fahrradunfall ums Leben. Sein Vater, Albert Keller, trauert auch zwanzig Jahre später noch um ihn. Als er dem Schriftsteller Jean Mason davon erzählt, verspricht ihm dieser, einen Roman über Morris zu schreiben – ausserdem gibt er ihm den Rat, ein Mädchen für Morris zu suchen: «Es ist deine Pflicht als Vater, ihm die Erfahrung der Liebe zu ermöglichen.» Ohne diese Worte zu hinterfragen, macht Keller sich auf die Suche nach einem Mädchen für seinen Sohn – auf dass er Liebe und Sexualität kennenlerne. Masons Tochter Joëlle scheint ihm die ideale Partnerin zu sein. Allein, es findet selbstverständlich nicht Morris, sondern sein Vater Gefallen an der Zwölfjährigen. Mit Druck und Manipulation macht er sie sich gefügig.

Roman Graf erzählt vom Missbrauch eines Mädchens durch einen alten Mann. Der Roman ist aber auch die Geschichte von einem Vater, der am Tod seines Kindes zerbricht. Graf beschreibt, wie Keller immer wieder von schmerzlichen Erinnerungen eingeholt wird, die ihn auch nach zwanzig Jahren, zwei Klinikaufenthalten und vielen Psychopharmaka immer noch quälen.

Wer Vladimir Nabokovs «Lolita» kennt, wird in «Mädchen für Morris» inhaltliche und

formale Parallelen erkennen. Grafs Hommage an Nabokovs Klassiker entwickelt die Kernstory jedoch weiter: Während die Hauptfigur von «Lolita» aus seinem Begehrt für das Mädchen keinen Hehl macht, geht Keller perfider vor. Er setzt den Tod seines Sohnes «strategisch» ein, um sein Verhalten vor sich selbst, vor Joëlle und dem Leser zu rechtfertigen. Er nimmt seine Trauer als Vorwand, jungen Mädchen nachzustellen – und Masons Ratschlag als Freibrief, noch weiter zu gehen.

Graf führt den Leser aber auch geschickt aufs Glatteis, indem er die Realität und die Phantasie Kellers ineinander übergehen lässt. Für die Leser bleibt es lange im Dunkeln, ob gewisse Figuren nun zur von Keller erlebten Welt oder zu Jean Masons Roman-im-Roman gehören. Es macht Spass, sich auf diese Unsicherheiten einzulassen. Trotz der komplexen Themen liest sich der raffiniert aufgebaute Roman dank der flüssigen und eleganten Sprache gut. Die Textteile, in denen es um den Tod von Morris geht, sind allerdings schwer verdaulich. Gleiches gilt für die Sexszenen zwischen Keller und Joëlle. Wer damit zurechtkommt, findet in «Mädchen für Morris» eine aufwühlende Lektüre.

Wohltemperierte Melancholie

Claudia Quadri: Spiel, Nora Blume.

Aus dem Italienischen übersetzt

von Bettina Müller Renzoni.

Zürich: edition 8, 2016.

besprochen von Martin Beyer, Schriftsteller, Bamberg.



Nora Blume ist eine veritable Melancholikerin. Aus ihrer Pianistinnenkarriere ist nicht viel geworden. Sie spielte auf Kreuzfahrtschiffen statt in Konzertsälen. Auf hoher See lernte sie auch Toni kennen, Typ «reicher Sohn», den sie heiratete, auch wenn der wertere Schwiegerpapa in ihr eine «Profiteurin» sah. Doch Toni starb, und jetzt ist

sie allein, gibt komplizierten Teenagern und nicht einfacheren Damen Klavierunterricht und ist auf bestem Weg zur Misanthropin. So sieht es jedenfalls aus, bis Salvo, ein Nachbar, der in Biotextilien macht, in ihr Leben tritt. Alles, was es nun noch zur Charakter- und Milieustudie braucht, ist eine Baustelle vor ihrem Haus, die ihren Widerspruchsgeist weckt.

Claudia Quadri erweist sich in ihrem mit dem Schweizer Literaturpreis ausgezeichneten Roman «Spiel, Nora Blume» als grossartige Lebensabschnittsbeobachterin. Nora Blume steht an der Schwelle zu einem neuen Leben, und irgendetwas lässt sie lange auf dieser Schwelle verharren – als hätte sie Zweifel, dass das, was noch kommt, es wert sei, den nächsten Schritt zu tun. Quadri hat dafür eine präzise, feinsinnig-ironische Sprache gefunden, die mit wenigen Zeilen Figuren zu vollwertigen Charakteren wachsen und stimmige Atmosphären entstehen lässt: seien es die Leiden auf dem Klavierhocker, das Leben auf einem Kreuzfahrtschiff, das Hochglanzbüro des Schwiegerpapas oder die lärmige Maloche vor ihrem Haus. Sie wechselt geschickt die Perspektiven zu Nebenfiguren und changiert zwischen Präteritum und Präsens, was dem Text Dynamik gibt. Und Quadri versteht es, über Musik zu schreiben, vor allem, wenn sie falsch gespielt wird: «Er [der verzweifelte Klavierschüler Jean] hätte wieder von vorn anfangen müssen, die Notenseilschaft auf das musikalische Matterhorn zu schleppen.»

In die Begeisterung über die gleichermaßen pointierte und bildhafte Sprache hat sich bei mir während der Lektüre jedoch Unbehagen geschlichen: Nora Blume und vor allem Salvo denken und handeln manchmal arg wohltemperiert – also lauwarm. Schicksalschläge werden fortissimo verdrängt, bis der Körper sich meldet; die Baustelle weckt nur Pianissimo-Protest; katastrophale Nachrichten werden übersehen wie zu schwere Passagen einer Partitur. Vermutlich gehört diese Lauheit zum beschriebenen Milieu der gutbürgerlichen «Fortysomethings», und dann könnte das kein Kritikpunkt an diesem Roman sein. Allerdings lässt Claudia Quadri ihren Roman derart versöhnlich ausklingen, dass nur zu hoffen bleibt, Nora Blume verliere in ihrem

neuen Lebensabschnitt nicht das, was sie zu einer wunderbaren Romanfigur macht: ihre veritable Melancholie.

In Genf auf Hollywood warten

Joël Dicker: Die Geschichte der Baltimores. Aus dem Französischen übersetzt von Andrea Alvermann und Brigitte Grosse. München: Piper, 2016.

besprochen von Pascal Gut, freier Autor, Zürich.



Als Sohn der mittelständischen Goldmans aus Montclair, New Jersey, wünschte sich Marcus in seiner Kindheit nichts sehnlicher, als zu den Goldmans aus Baltimore, Maryland, zu gehören. Denn die reichen und charmanten Baltimores umwehte stets der Hauch des Besonderen. Mit Hillel und Woody, dem Ziehsohn der Baltimores, gründete Marcus die Goldman-Gang. Die drei schworen sich ewige Freundschaft und versprachen, auch in den schwersten Zeiten zueinander zu halten. Doch dann trat ja die wunderschöne und kluge Alexandra in ihr Leben und verdrehte allen den Kopf.

Viele Jahre später reist Marcus Goldman, inzwischen erfolgreicher Schriftsteller, nach Florida, um sich um den Nachlass seines verstorbenen Onkels zu kümmern. Hier trifft er unverhofft Alexandra, die in der Zwischenzeit zum Musikstar wurde. Doch die Wiedersehensfreude wird von einer zurückliegenden Katastrophe überschattet, die das Ende der Goldman-Gang brachte und bei Marcus wie auch Alexandra tiefe Narben hinterliess. Unvermittelt von der Vergangenheit eingeholt, rekonstruiert Marcus die Ereignisse für sein neues Buch: eine Geschichte über Freundschaft, Liebe, Eifersucht, Sein und Schein.

Irgendwann schwant es Marcus, dass seine Wahrnehmung der Baltimores nie der Realität entsprochen hat. In diesem Zusammenhang erhält der Roman eine unerwartete Doppelbödigkeit, die die zuvor von Marcus

idealisierte Erinnerungserzählung in ein neues Licht rückt. So tritt die Diskrepanz zwischen Sein und Schein für Erzähler und Leser gleichermaßen zutage. Leider übertreibt es Dicker bei dieser Gelegenheit mit den Wendungen, was zu Verschleisserscheinungen nicht nur seitens der Leser führt. Komplett zur Seifenoper wird der Roman, wenn er sich der Beziehung zwischen Bestsellerautor Marcus und Popstar Alexandra widmet. Ihre Herz-Schmerz-Dialoge stören die Atmosphäre.

Joël Dicker entfaltet in seinem neuen Roman eine dramatische, packende Familienchronik. Die Erzählung portioniert er in leserfreundliche Kapitel und wechselt zwischen verschiedenen Zeitebenen. Das liest sich leicht, lässt aber individuellen Stil vermissen. Für Ecken und Kanten gibt es in Dickers Prosa keinen Platz. Das Buch ist süffig, ja – es wagt sich aber auch kaum je aus der Komfortzone gediegener Unterhaltungsliteratur heraus. Der Roman wirkt zu durchkalkuliert. Als warte Dicker nur noch auf einen Anruf aus Hollywood, Kalifornien.

Ungefährliche Abenteuer

Irène Bourquin. Schaukelnd im grünen Atem des Meeres.

Frauenfeld: Waldgut, 2016.

besprochen von Delia Imboden, Autorin und Journalistin, Zürich.



Letter für Letter liebevoll im Bleisatzverfahren gedruckt und von Hand geheftet. Mit «Schaukelnd im grünen Atem des Meeres» legt Irène Bourquin ein auffallend schön aufgemachtes Gedichtbüchlein vor. Auf knapp sechzig Seiten nimmt die Autorin die Leser mit auf eine poetische Reise entlang des Mittelmeers. Fixpunkt dieser bourquinischen Kartographie ist die Natur. Bevor jedoch die weiten Land-

schaften der Küsten Italiens, Spaniens und Frankreichs ins Visier geraten, treibt es Bourquin zu Beginn ihrer Gedichtsammlung in die Enge der Tessiner Täler. In «Val Bavona» spielt Bourquin mit dem Tessiner Autor Plinio Martini auf einen weiteren Landschafts- und Ortssehnsüchtigen an. Während bei Martini das Tessin zum Sehnsuchtsort wird, sind es für Bourquin Orte wie Finale Ligure, Montélimar oder Sète. Besonders die hie und da in die Gedichte eingeflochtenen französischen, italienischen und spanischen Wortsprengel sprechen von dieser Sehnsucht.

Es sind langsame, meditative Passagen ohne grosses Trara, die Bourquin schreibt. Mehr als einmal bilden sich beim Lesen klare Bilder im Kopf. Insbesondere Bourquins Liebe zur Metaphorik fällt auf. So nimmt die Natur oft tierische oder gar menschliche Züge an. Diese Vergleiche kippen jedoch bisweilen auch ins Kitschige. «Aufklatschende Welle / Klangdelphin / der Nacht.» Gewisse Wendungen in den Gedichten vermögen zu überraschen, etwa wenn der Regen «den taubenverschissenen / steinernen Helden / den Kopf» wäscht, doch alles in allem kommen die Zeilen romantisch verklärt daher. Vielleicht mag das daran liegen, dass Menschen in Bourquins neuem Gedichtband wie Fremdkörper anmuten. Dringlichkeit ist zwar immer wieder zu spüren, beispielsweise wenn Bourquin Stillstand in Europa diagnostiziert, «ein Stier, die Nasenlöcher, schnauben Gischt // Europa / im Schlepptau / führend / kommt er / nicht vom Fleck». Leider versanden diese Ansätze allzu oft wieder oder werden relativiert.

Bourquins «Abenteuer sind nicht gefährlich», titelt der Klappentext. Und das sind sie wirklich nicht! Die Lyrik Bourquins gleicht zwar einem wunderbaren Naturspaziergang. Aber es schleicht sich die Frage ein, ob der reale Spaziergang den Gedichten nicht vorzuziehen wäre, denn Natur ist für sich alleine stehend schon voller Poesie. «Maskengesicht / unergründlich / weglachend / den Schrecken der Welt», schreibt Bourquin kurz vor Schluss. Sie täte gut daran, sich diese Maske vom Gesicht zu reißen. Denn Lyrik hat weit mehr Potenzial, als nur Naturbilder einzufangen.